

KURT LEHMKUHL

# TATORT EIFEL<sup>2</sup>

**3**  
KRIMIS  
IN EINEM  
BAND

**Weltbild**

## **Kardinalspoker**

Nach einem Fußballspiel zwischen den rheinischen Erzrivalen Alemannia Aachen und 1. FC Köln im neuen Tivoli-Stadion in Aachen wird ein FC-Fan tot aufgefunden. Es handelt sich um Wolfgang Kardinal, den Vorsitzenden einer populistischen Wahlvereinigung. Die Boulevardpresse am Rhein sieht im Tod des Kölner Ratsherrn den Auftakt zu einem Fan-Krieg zwischen Aachen und Köln. Kurz darauf stirbt ein weiterer Fußballanhänger. Der pensionierte Kommissar Rudolf-Günther Böhnke wird während seiner Ermittlungen mit seiner eigenen Vergangenheit konfrontiert und sieht sich bald nicht nur in einem sportlichen, sondern auch in einem kommunalpolitischen Dschungel umherirren.

## **Printenprinz**

Der pensionierte Kommissar Rudolf-Günther Böhnke muss sein beschauliches Eifeldorf Huppenbroich verlassen, um den Mord an Peter von Sybar aufzuklären, einem betuchten Printenproduzent aus Aachen, der Prinz der klammen Jecken in Köln werden sollte. Ist der Mörder im karnevalistischen, beruflichen oder privaten Umfeld zu suchen? Böhnke ermittelt im Trubel der fünften Jahreszeit und erhält dabei erstaunliche Einblicke hinter die Kulissen des närrischen Brauchtums ...

## **Fundsachen**

Rudolf-Günther Böhnke findet keine Ruhe in dem idyllischen Eifelort Huppenbroich. Nachdem der pensionierte Kriminalhauptkommissar den verzweifelten Walter Frosch vor einem Selbstmord bewahrt hat, sieht er es als seine Pflicht an, ihm zu helfen: Frosch wird um 500.000 Euro erpresst. Zeitgleich droht Böhnke von anderer Seite Ärger. Ein Kölner hat ein Grundstück in Huppenbroich geerbt und will es mit Thuyas bepflanzen statt mit Buchen. Nachdem erste Anpflanzungen zerstört wurden, beauftragt er Böhnke, die Täter zu ermitteln. Jedenfalls glauben

das die Bewohner ...

Kurt Lehmkuhl

Kardinalspoker

Printenprinz

Fundsachen

Tatort Eifel

Kommissar Böhnke und Rechtsanwalt Grundler ermitteln  
Band 4-6

**Weltbild**

## **Der Autor**

Kurt Lehmkuhl, 1952 in der Nähe von Aachen geboren, war mehr als 30 Jahre lang als Redakteur im Zeitungsverlag Aachen tätig. Durch die Beschäftigung mit dem Strafrecht, im Rahmen seines Jurastudiums, hat er sehr früh damit begonnen Kriminalromane zu schreiben. Die Texte waren zunächst nur als Geschenke für Freunde gedacht. Zur ersten Veröffentlichung kam es eher zufällig. Inzwischen hat Kurt Lehmkuhl über 20 Romane veröffentlicht. Der Journalist und Schriftsteller ist auch als Volkshochschuldozent für kreatives Schreiben tätig.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Kardinalspoker

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch  
Printenprinz

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch  
Fundsachen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-089-3

Kurt Lehmkuhl

Kardinalspoker

**Weltbild**

Personen und Handlung sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.



# 1.

Der Alte, den er so nannte, obwohl dieser diese Bezeichnung überhaupt nicht mochte, der Alte würde mit ihm zufrieden sein. Ihr gemeinsam ausgeheckter Plan hatte reibungslos funktioniert. Der Plan B konnte für ein anderes Mal aufgespart werden. Andererseits: War es wirklich nötig gewesen, den Kerl zu töten? Verdient hatte der Typ den Tod zweifelsohne. Aber war es richtig gewesen, ihm die Kerze auszublasen? Doch jetzt war es zu spät. Er hatte den Wunsch des Alten erfüllt und jetzt konnte er darauf vertrauen, dass ihn der Alte schützen würde. Immerhin hatte er nichts anderes getan, als das, was er tun musste.

Er hatte richtig kalkuliert. Ihr Wagen war einer der ersten, die auf den Parkplatz direkt am neuen Tivoli eingewiesen wurden. Zügig fuhr er zur entferntesten Stelle des weitläufigen Geländes, bis kurz vor die Böschung am hinteren Ende. Der Parkwächter hatte nur kurz genickt, als er ihnen die fünf Euro Parkgebühren abknöpfte. Vier Männer in Trikots des 1. FC Köln, die es offenbar gar nicht erwarten konnten, zum Meisterschaftsspiel ihrer Geißböcke im neuen Aachener Fußballstadion gegen die heimische Alemannia zu kommen. Es war noch hell. Das Spiel unter Flutlicht würde erst in knapp drei Stunden beginnen.

Er blieb mit einem seiner Begleiter im durchaus auffälligen Fahrzeug, einer dunklen Limousine, sitzen. Der Mann auf dem Rücksitz hinter ihm schien ein Nickerchen zu machen; zumindest entstände dieser Eindruck bei anderen Autofahrern, die ihn so da liegen sähen. Die beiden anderen FC-Fans hatten sich außen an den Wagen gelehnt, nippten gelegentlich an ihren Kölsch-Flaschen und beobachteten, wie sich der Parkplatz rasch füllte. Sie hatten Zeit. Sie schon früh ins supermoderne Stadion zu begeben, das vom alten, gerade einmal 300 Meter entfernten nur den Namen, nicht aber die Provinzialität übernommen hatte, kam ihnen nicht in den Sinn. Sie würden sich das immer wieder brisante, prickelnde Spiel zwischen den rheinischen Rivalen anschauen, aber sie würden sich nicht, eingeklemmt in der wartenden Menge, an diesem Dienstagabend die Beine in den Bauch stehen. Die beiden Männer, ebenso wie er Ende 30/Anfang 40, schauten gelangweilt auf das

anwachsende Treiben der erwartungsvollen Fans. Er hingegen erging sich mehr in der Erinnerung an die Zeiten, in denen er regelmäßig zum Tivoli gegangen war. In diese alte Bruchbude an der Krefelder Straße, trotz allem eine Kultstätte des Fußballs. Eng, steil, laut, immer etwas anders als in anderen Stadien, und mit einem Heimatverein, der Alemannia, die auch immer etwas anders gewesen war als andere Vereine, und mit Fans, die gewissermaßen mit dem Hass auf den 1. FC Köln aufwuchsen. Immer noch fühlten sich die Öcher Fans betrogen, seitdem bei der Gründung der Fußball-Bundesliga 1962 und der Aufnahme des Spielbetriebs 1963 die Kicker vom Rhein in die neue Spielklasse aufgenommen wurden, die Alemannia aber, obwohl sportlich qualifiziert, aus dem Kreis der 16 Elitemannschaften gestrichen wurde. Das war für ihn jedoch, im Gegensatz zu vielen anderen, Schnee von gestern und er wusste auch nur vom Hörensagen davon. Obwohl nur wenige Schritte vom neuen Tivoli entfernt, lagen Welten zwischen beiden Bauten. Abbruchreif, von der bürgerlichen Nachbarschaft hinter der Haupttribüne argwöhnisch beäugt und bei jeder Sanierungsmaßnahme mit einem juristischen Protesthagel überschüttet, so hatte der alte Tivoli keine Zukunft mehr: Es kam zum Umzug der Alemannen in den auch optisch attraktiven Neubau unmittelbar neben dem gewaltigen Reitstadion in der Soers.

Er holte sich zurück in die Gegenwart, nachdem er noch einmal an das letzte Spiel zwischen Aachen und Köln gedacht hatte, das mit einem Sieg der Alemannia geendet hatte. Noch knapp 30 Minuten waren es bis zum Anstoß. Sie waren allein auf dem Parkplatz, der inzwischen restlos mit Autos gefüllt war.

»Packen wir's an!«, forderte er seine Begleiter auf. Er öffnete die Tür hinter seinem Sitz und fing den Körper auf, der langsam auf ihn zu kippte. Leicht hievte er den Mann an, die beiden anderen griffen die Beine. Zusammen trugen sie den Leichnam an die Böschung, in der sie ihn in den tiefer gelegenen Graben sacken ließen.

»Ruhe sanft!«, sagte er spöttisch. Er drehte sich um, riegelte den Wagen ab und eilte mit seinen Kumpanen zum hell erleuchteten Stadion, aus dem erstaunlicherweise trotz der Kulisse von über 30.000 Zuschauer nur wenige Geräusche ins Freie drangen.

Mit einem laut gegröhlten »Eef Cee, Eef Cee« verschaffte er sich Gehör auf der rappendvollen Tribüne. Die grimmigen Blicke der größtenteils als Aachener Fans zu erkennenden Umstehenden störten ihn ebenso wenig wie das sinnfreie »Colon, Colon, die Scheiße vom Dom«, das ihm entgegen gebrüllt wurde. Niemand würde ihm gegenüber handgreiflich werden. Dazu war er zu groß, zu athletisch und zu selbstsicher. Er genoss es, die Zuschauer um ihn herum zu provozieren. Er und seine Begleiter trugen als Einzige rot-weiße Trikots mit der Rückennummer 9 und dem Namenszug des ewigen Kölner Idols: Lukas Podolski.

Das Spiel der alten Rivalen konnte beginnen.

Das Derby endete mit einem knappen 2:1-Sieg für die Alemannia. Den Spott und die Häme der schwarz-gelben Aachenfans konnte er gelassen ertragen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sich das Spiel erst gar nicht angesehen. Aber der Alte hatte es so gewollt, es hatte zu dem Plan gehört.

Alleine fuhr er nach Köln zurück, seine beiden Begleiter sollten plangemäß mit dem Bus und der Bahn in ihre Heimatorte zurückkehren. Wie erwartet, hatte noch niemand den Leichnam hinter dem Parkplatz entdeckt. Zum einen verhüllte ihn die Dunkelheit, zum anderen wollte jeder schnell nach Hause und hatte keine Lust, noch lange durch die Gegend zu laufen. Er hingegen ließ sich Zeit, wartete im Wagen geduldig ab, bis sich der Stau auf dem Gelände auflöste, und überdachte noch einmal das Geschehene. Er hatte seine drei Mitfahrer an einer S-Bahn-Station an der Aachener Straße in Köln aufgelesen und jedem von ihnen sofort eine Bierflasche in die Hand gedrückt. Bedenkenlos hatten sie das Obergärige getrunken. Sein Hintermann hatte das von ihm präparierte Kölsch erhalten.

Schon wenige Minuten später, sie waren kaum auf der Autobahn in Richtung Aachen, wirkte das Mittel bereits, von dem er nicht viel mehr wusste, als dass es ein Teufelszeug war; irgendein Mix aus Schlaf- und Betäubungsmittel oder gar ein lähmendes Gift.

Ohne Zaudern stülpte der zweite Mann auf dem Rücksitz dem Dahindämmernden eine Plastiktüte über den Kopf. Als er sich zwischen Düren und Weisweiler vom Ergebnis vergewisserte und die Tüte lupfte,

war der Mann erstickt; genauso, wie es der Plan vorsah.

Anderenfalls hätte er nachgeholfen.

Die hektischen Autofahrer um ihn herum konnten ihn nicht aus der Ruhe bringen. Was sollte er sich jetzt noch Stress antun? Auf der Autobahn zurück zur Rheinmetropole rollte er auf dem rechten Fahrstreifen mit. Das entspannte und war weitaus weniger nervend als das permanente Überholen und Einscheren bei hoher Geschwindigkeit. Auf dem Parkplatz am Rasthof in Frechen legte er den beabsichtigten Zwischenstopp ein. Er suchte sich einen abgelegenen Stellplatz weit entfernt von Tankstelle und Raststätte, der zu dieser nächtlichen Zeit garantiert unbeobachtet war. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass kein Mensch in der Nähe war, entfernte er die schwarzen und weißen Klebestreifen, mit denen er auf dem Nummernschild die Zahlen und Buchstaben verändert hatte, und warf sie in die erste Mülltonne. Das Trikot mit der Podolski-Aufschrift flog in die zweite. Es hätte ihm noch gefehlt, dass später jemand den Schluss ziehen würde, die Klebestreifen und das Trikot könnten zusammengehören, weil sie in einer Tonne gefunden wurden.

Niemand hatte ihn bei seinem Handeln gesehen. Da war er sich ziemlich sicher. Er fuhr weiter, ins Rheintal hinab in die Domstadt. Mal wieder verfranzte er sich, ehe er vom Konrad-Adenauer-Ufer hinter dem blauen Runddach des Musical-Domes linksseitig endlich hinter dem Hauptbahnhof die Jakordenstraße fand. Der Alte hatte ihm untersagt, das Navi zu benutzen. Wer wusste, mit welchem Trick jemand Daten früher eingegebener Routen darauf sichtbar machen konnte? Es waren Kleinigkeiten; aber der Alte legte darauf Wert, und er hielt sich daran.

Den modernen Wohnblock gegenüber der nicht sofort erkennbaren Verwaltungszentrale eines Lebensmittelkonzerns fand er auf Anhieb. Mit der Chipkarte öffnete er das Tor zur Tiefgarage und stellte den Wagen auf dem zugewiesenen Stellplatz ab. Es gehörte schon einiges Geschick dazu, die Limousine vernünftig einzuparken. Chipkarte und Autoschlüssel verstaute er in einem Papierumschlag, den er in den Briefkasten mit dem für Köln absolut unauffälligen Namenszug Schmitz warf.

Nach einem Blick auf die Armbanduhr machte er sich gemächlich auf den Weg zum Hauptbahnhof. Er lag vollkommen im Zeitplan. Die Telefonnummer, die er in sein Handy tippte, hatte er auswendig gelernt. Er würde die extra gekaufte Prepaid-Karte nach dem Anruf sofort wegwerfen.

»Vater«, sagte er, als die Verbindung stand, obwohl der Alte auch diese Bezeichnung überhaupt nicht mochte. »Vater, der Auftrag ist ohne besondere Vorkommnisse erledigt worden.«

Er suchte sich eine freie Bank auf dem Bahnsteig und wartete geduldig auf den Regionalexpress, der ihn nach Aachen zurückbringen würde.

## 2.

»Ruhe bitte! Ich möchte beginnen!« Doch trotz seiner durchdringenden Bassstimme gelang es dem Oberbürgermeister nicht, den Lärm im Sitzungssaal auf eine erträgliche Phonzahl herunterzudrücken. Die aufgeheizte Stimmung nicht nur unter den Kommunalpolitikern der verschiedenen Ratsfraktionen, sondern auch unter den zahlreichen Zuhörern, ließ einen ordnungsgemäßen Verlauf der Sitzung nicht zu. Viele der erzürnten Besucher machten deutlich, warum sie an diesem späten Mittwochnachmittag in den großen Sitzungssaal im Spanischen Bau des Kölner Rathauses gekommen waren. Die Plakate, die sie in die Höhe reckten, waren eindeutig: »Keine Riesenmoschee am Rhein!« – »Der Dom ist uns heilig!« – »Wer is' ne echte Kölsche?« – »Wer ist für Kölle?« stand auf den handgeschriebenen Schildern, die unübersehbar über den Köpfen der Demonstranten prangten. Die fotografierende Journaille wurde nicht müde, die Motive abzulichten.

Die Verweise auf den »echten Kölsche« und »für Kölle« waren eindeutig auf den Oberbürgermeister gemünzt. Werner Müller hatte mit seinem Wahlspruch: »Echte Kölsche für Kölle« bei der letzten Bürgermeisterwahl als unabhängiger Kandidat die beiden Bewerber der großen Parteien aus dem Rennen geworfen. Ihm war das neue Wahlrecht gerade zupassgekommen, das denjenigen zum Sieger erklärte, der die meisten Stimmen erhielt, auch wenn er nicht die absolute Mehrheit für sich verbuchen konnte. Und Sieger war Werner Müller geworden. 32 Prozent hatten ihm gereicht.

Nun glaubten anscheinend die Demonstranten, von ihm ihre Rechte einfordern zu können, nämlich, den möglichen Bau einer weiteren Moschee in Köln zu verhindern. Dabei war nicht einmal sicher, ob es diesen Bau überhaupt geben würde. Es war ein Gerücht, das urplötzlich durch Köln schwirrte: Eine Riesenmoschee sollte gebaut werden. Direkt am Rhein! Vertreter türkischer Organisationen hatten zwar unverzüglich entsprechende Pläne dementiert, aber man wollte ihnen keinen Glauben schenken. Nach einigen krawallartigen Auseinandersetzungen in den letzten Monaten war die Stimmung am Rhein nicht gerade wohlwollend gegenüber den türkischen und türkischstämmigen Mitbürgern.

Müllers Blick fiel auf ein weiteres Plakat. »Ja zum Antrag der KGB« forderte ein Pimpf, der es mit ausgestreckten Armen über seinem Kopf hielt. Es machte den Oberbürgermeister ärgerlich, dass die Demonstranten Kinder für ihre Zwecke einspannten. Der Junge wusste wahrscheinlich nicht einmal, wer diese KGB war.

Früher, vor seiner Wahl zum OB, war Müller einmal eine Nähe zur KBG, der »Kölner Gemeinschaft aller Bürger« nachgesagt worden; ein Grund mehr, weshalb die aufgebrachten Sitzungsbesucher seinen Einsatz für ihre Belange verlangten.

Es konnte durchaus sein, dass bei der Fraktionsvielfalt im 90-köpfigen Stadtrat und den vielen unterschiedlichen politischen Interessen der Parteien und Wahlvereinigungen seine Stimme letztendlich den Ausschlag gab, ob dem KGB-Antrag stattgegeben würde.

Rückendeckung von einzelnen Fraktionen konnte er nicht erwarten; er war keiner der ihnen; und wenn er sich bei einer Entscheidung auf die Seite der CDU schlug, konnte er damit rechnen, dass die SPD allein deshalb gegen ihn stimmte. Und auch den umgekehrten Fall hatte es in den letzten Monaten gegeben.

Die KGB hatte beantragt, der Stadtrat möge sich definitiv gegen den Bau weiterer islamischer Bauten und besonders gegen den Bau von Moscheen und Gemeindehäusern aussprechen. Die kleine Gruppierung, ein eingetragener Verein und keinesfalls eine Partei, wie sie der Öffentlichkeit glauben machen wollte, setzte voll auf Stimmungsmache. Sie nannte ihr Handeln zwar Sachpolitik für Köln, aber tatsächlich war es reiner Populismus, den die KBG praktizierte, zumindest dieser Gerd-Wolfgang Kardinal, der zugleich Vorsitzender der vierköpfigen Ratsfraktion war.

»Ruhe bitte!« Erneut dröhnte Müllers Bass durch den großen Sitzungssaal. Unterstützt durch das laute Tönen einer Glocke gelang es ihm endlich, die Geräuschkulisse auf ein passables Niveau zu reduzieren. Mit dem formellen »Hiermit eröffne ich die 13. Sitzung des Stadtrates« gab er das Startzeichen, mit dem der Protokollant seine dokumentierende Arbeit aufnahm. Müllers Vorschlag, aus Gründen der Praktikabilität Sitzungen per Tonband mitschneiden zu lassen, war vom

Rat vehement abgelehnt worden. Und das Risiko, wegen von ihm veranlasster heimlicher oder vermeintlich heimlicher Mitschnitte angegriffen zu werden, wollte er nicht eingehen. Da war ihm das negative Beispiel eines seiner Vorgänger im Zusammenhang mit dem tragischen Einsturz des Stadtarchivs Mahnung genug. Der hatte wegen eines Mitschnitts sogar ein Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft am Hals gehabt.

Der Blick auf die von den Politikern abgezeichnete Anwesenheitsliste ließ ihn kurz stutzen, ehe er fürs Protokoll erklärte: »Entschuldigt fehlen einmal Schmitz von der CDU sowie Schmitz von der SPD, Dummloch und Pfannenstiel. Abwesend ist ebenfalls Ratsherr Kardinal, der sich nicht abgemeldet hat.«

Das aufbrausende Gemurmel im Sitzungssaal ließ Müller verstummen. Entsetzen machte sich bei den Demonstranten breit, einige Ratsvertreter konnten sich ein breites Grinsen nicht verkneifen. Die KGB-Stadtverordneten schauten sich irritiert an. Ausgerechnet jetzt fehlte Kardinal! Er hatte den Antrag gestellt, sie hatten diesen Antrag abgenickt. Sie hatten sich nicht den Zorn ihres Vorsitzenden zuziehen wollen. Und jetzt war der Mann nicht im Sitzungssaal, der die Hauptrolle bei dieser Sitzung spielen wollte.

Da braute sich etwas zusammen.

»Hat er dir was gesagt?«, fragte Dormann seinen KGB-Kollegen Jansen verunsichert.

»Nein. Ich habe gestern Mittag das letzte Mal mit ihm telefoniert. Da hat er auf mich nicht den Eindruck gemacht, er würde heute kneifen. Im Gegenteil, er wollte vielmehr heute die Sau rauslassen.«

»Und jetzt?«

»Woher soll ich das wissen?« Jansen rieb sich die Augen. Als stellvertretender Fraktionsvorsitzender war er gefordert. »Hoffen wir mal, dass er noch kommt. Bei dem musst du mit allem rechnen.«

Was als Erstes passieren würde, damit konnte allerdings auch Jansen rechnen. Kaum hatte Müller die Anwesenheitsliste abgehandelt, da meldete sich schon der Vorsitzende der CDU-Fraktion zu Wort.

»Ich stelle einen Antrag zur Geschäftsordnung«, ließ sich Klaus Schlingenheim gewichtig vernehmen. »Angesichts der Zuhörer, die



unübersehbar wegen des KGB-Antrages gekommen sind und denen ich keine lange Wartezeit zumuten möchte, bis wir der Tagesordnung folgend an diesen Punkt gelangen, möchte ich im Namen meiner Fraktion beantragen, den entsprechenden Tagesordnungspunkt vorzuziehen und als ersten zu behandeln.« Seine Absicht war durchschaubar, auch wenn er sie hinter seinem angeblichen Entgegenkommen für die Ratsbesucher versteckte: Ohne ihren Anführer würde die KGB nicht viel zu sagen haben. Die drei Typen hinter Kardinal waren in seinen Augen Nullnummern. Das konnte einer Ablehnung des KGB-Antrags, wie die meisten Mitglieder der CDU-Fraktion ohnehin forderten, nur förderlich sein.

Das Angebot zur Gegenrede musste Jansen annehmen. Zum CDU-Antrag zu schweigen, hätte den anderen Fraktionen nur Oberwasser gegeben. »Sicherlich ist es eine nette Geste gegenüber den Zuhörern, wenn wir den sie interessierenden Tagesordnungspunkt vorziehen würden. Aber die Zuhörer würden es nicht verstehen, wenn die KGB über ihren Antrag diskutieren ließe, ohne dass der Antragsteller selbst bei der Diskussion anwesend wäre. Da sich mein Kollege Kardinal nicht abgemeldet hat, gehen wir davon aus, dass er sich aus plausiblen Gründen verspätet. Ich schlage also vor, den Geschäftsordnungsantrag des verehrten Kollegen Schlingenheim abzulehnen, weil wir damit rechnen, dass mein Kollege Kardinal noch auftaucht. Die Besucher dieser Ratssitzung haben ein Recht darauf, dass über den Antrag meiner Fraktion in Anwesenheit von Kardinal beraten wird.«

Das zustimmende Nicken und die vereinzelt »Bravo!«-Rufe bescheinigten ihm, die richtigen Worte gefunden zu haben. Den Aufstand, den Kardinal machen würde, ginge der Antrag durch, wollte Jansen sich erst gar nicht ausmalen. Kardinal war nicht gerade der angenehmste Zeitgenosse, aber wenn er wütend wurde, war er unerträglich und unberechenbar.

Schlingenheim war gewieft genug, die Meinung der Zuhörerschaft richtig zu deuten. Nachdem ihm auch der Vorsitzende der SPD-Fraktion auf der gegenüberliegenden Seite des riesigen Sitzungstisches mit einem Handzeichen signalisiert hatte, seine Fraktion würde dem CDU-Antrag nicht zustimmen, zog ihn Schlingenheim zurück.

Den daraufhin aufbrausenden Beifall der Besucher nahm Müller zum Anlass, eindringlich zu mahnen, Beifallsäußerungen oder Bekundungen des Missfallens tunlichst zu unterlassen. Würde der ordnungsgemäße Verlauf der Ratssitzung nicht gewährleistet sein, würde er von seinem Hausrecht Gebrauch machen und den Saal räumen lassen.

Den zornigen Zwischenruf aus der Menge »Und das nennt man dann Demokratie!« ließ er unkommentiert. Er hatte genug Mühe, den Rat im Zaum zu halten, da wollte er seine Kraft nicht auf Nebenkriegsschauplätzen vergeuden. Die Fraktionen ließen ihn oft genug spüren, dass sie nicht mit ihm einverstanden waren. Lediglich die Uneinigkeit zwischen den vielen Gruppierungen verhinderte seine Abwahl durch den Stadtrat. Weder CDU noch SPD, weder die Grünen noch die FDP als die vier großen Parteien im Rat und schon gar nicht die kleineren Abordnungen wie Unabhängige, KGB oder Rechtspartei wollten in den Verdacht geraten, den von der Bürgermehrheit gewählten Müller zu kippen, um einen ihrer Männer oder eine ihrer Frauen an die Spitze des Rathauses zu bringen.

Der Oberbürgermeister reagierte gelassen auf die immer wiederkehrende Diskussion über seine Abwahl. So lange er für die meisten Bürger »ne echte Kölsche für Kölle« war, so lange würden die Parteien sich hüten, ihn abzuwählen. Müller war sich ziemlich sicher, bei einer eventuellen Neuwahl wieder als Sieger hervorzugehen. Und diese Blamage wollten sich die Parteistrategen nun auch nicht ankreiden lassen.

Müller vermutete richtig. Die Fraktionen drückten aufs Tempo, um so schnell wie möglich zum vermeintlichen Höhepunkt der Sitzung zu kommen. Mit jedem Tagesordnungspunkt, den er abhakte, wuchs die Unruhe bei der KGB und den Besuchern. Wo blieb Kardinal?

Mit allen möglichen Verfahrenstricks versuchte Jansen, den Sitzungsverlauf zu verzögern. Er beantragte geheime und persönliche Abstimmungen, bat um Sachvorträge, obwohl diese schon in den vorbereitenden Ausschusssitzungen vorgetragen worden waren, und scheute auch nicht vor Sitzungsunterbrechungen zurück, angeblich, um sich intern beraten zu wollen.

Es nutzte nichts, die Beratung über den KGB-Antrag rückte immer näher. Und immer noch fehlte vom KGB-Führer Kardinal jede Spur.

Endlich war es so weit. Die Beratung über den KGB-Antrag stand als letzter Punkt der öffentlichen Sitzung an. Der ältere Verwaltungsmitarbeiter, der mit blasser Miene in den Sitzungssaal stürmte, verhielt nichts Gutes. Er war von hinten an den Tisch getreten, an dem der Oberbürgermeister, die stellvertretenden Bürgermeister und die Dezernenten der Verwaltung saßen, und reichte dem außen sitzenden Beamten einen Zettel. Das Blatt lief durch viele Hände, bis es endlich bei Müller ankam. Die Dezernenten hatten derweil begonnen, intensiv zu tuscheln, was Müller mit einem mahnenden Blick missbilligte.

Auch er las die Information, schluckte und sprach dann mit betroffener Stimme ins Mikrofon: »Meine Damen und Herren, ich muss Sie davon in Kenntnis setzen, dass Ratsherr Kardinal nicht erreichbar ist. Ich habe versucht, ihn ausfindig zu machen. Aber er ist unauffindbar.« Müller räusperte sich kurz. »Ich würde gerne die Sitzung für fünf Minuten unterbrechen und die Fraktionsvorsitzenden beziehungsweise Stellvertreter zu mir bitten.«

Das lautstarke Diskutieren und Lamentieren unter den Zuhörern hinderte ihn nicht daran, seine Entscheidung durchzuführen. Mit den Politikern verschwand er kommentarlos hinter der Tür zum kleinen Besprechungszimmer.

Nach wenigen Minuten kehrten sie zurück. Jansen meldete sich zu Wort, nachdem Müller die Sitzung offiziell wieder eröffnet hatte. »In Anbetracht der Umstände, also wegen der unerklärlichen Abwesenheit unseres Fraktionsvorsitzenden, möchte die KGB ihren Antrag vorläufig zurücknehmen und zu einem späteren Zeitpunkt neu einreichen. Ich bitte um Vertagung. Es wäre bestimmt nicht im Sinne unseres Fraktionsvorsitzenden Kardinal«, er hüstelte, »wenn wir heute über seinen Antrag beraten würden.« Er verschwieg, dass er insgeheim froh war, diesen Antrag nicht begründen und verteidigen zu müssen. Er war dagegen gewesen, aber er hatte sich nicht getraut, gegen Kardinal zu stimmen. So war der unselige Antrag zunächst einmal vom Tisch.

Nach Jansen stimmten die Sprecher der anderen Fraktionen dem

Vertagungsantrag der KBG zu. Der einstimmige Beschluss des Rates bedeutete zugleich das Ende der öffentlichen Sitzung. Müller bat die Zuhörer, den Saal zu verlassen.

Mit lautem Getöse leerte sich der große Raum. Zwischen Unzufriedenheit und Entsetzen schwankte die Stimmung der Besucher. Sie fühlten sich auf unerklärliche Weise ausgebremst, um den Lohn ihrer Bemühungen gebracht. Da waren sie so kurz vor dem Ziel und dann fehlte plötzlich Kardinal, der so engagiert ihre Interessen vertrat.

Das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein. Aber es war so. Und es kam schnell die Ansicht auf: Da stimmt etwas nicht! Und bestimmt war gekungelt worden, eben, als Müller mit den Politikern im Geheimen beraten hatte.

Wenig emotional reagierte Schlingenheim, als er gemeinsam mit dem SPD-Mann Ringelzweig vor dem großen Aschenbecher im Raucherzimmer eine Zigarette rauchte.

»Siehste, Alphons«, sagte er mit großer Gelassenheit, »manche Dinge regeln sich von selbst.«

Ringelzweig drückte nachdenklich die Kippe im Sand aus. »Du bist gut. Ich bin gespannt, wie das ausgeht mit Kardinal. Was ist, wenn der sogar tot ist? Dann wird jetzt noch zum Heiligen erkoren. Und das ist das Schlimme.« Er lächelte verbittert. »Bisher ist er nur der Kardinal.«

»Pah, Kardinal, dass ich nicht lache!«, lästerte Schlingenheim. »Der Kardinal ist ein ganz mieser Schlammwerfer, ein Populist und ein Verbrecher.«

Ringelzweig schwieg zu dieser beleidigenden Behauptung und dachte sich seinen Teil.

### 3.

Die Frage verstörte ihn. Hatte er nicht einmal mehr in Huppenbroich seine Ruhe? Konnte er nicht einmal mehr an einem stinknormalen Mittwochnachmittag ungestört und unbehelligt durch das Dorf laufen?

»Sind Sie Kommissar Böhnke?«, hatte ihn der Mann gefragt, der offensichtlich vor der Einfahrt zum Haus an der Kapellenstraße auf ihn gewartet hatte. Die Frage war mehr Feststellung als tatsächlich Frage gewesen, und Böhnke neigte dazu, sie zu verneinen. Er war kein Kommissar mehr, er war pensioniert, demnach Kommissar außer Dienst, ein kranker Mann, der wenige Monate vor dem 60. Geburtstag stand und der aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand geschickt worden war.

Er musterte die rundliche, kleine Gestalt, die ihn mit einem betrübten Blick anschaute. Ein unauffälliger Typ, schätzungsweise 70 Jahre alt, wahrscheinlich Rentner. Die Kleidung ließ auf ein bescheidenes Dasein schließen. Ausgetretene braune Halbschuhe, abgewetzte Jeans, die viel von ihrem Blau verloren hatten, ein blauer Pullover mit durchgescheuerten Ärmeln im Bereich der Ellenbogen, unter dem ein ausgefranster Hemdkragen hervorlugte. Arm, traurig, hilfsbedürftig. Konnte er da Nein sagen?

Böhnke fuhr sich über sein kurz geschnittenes, graues Haar. »Was kann ich für Sie tun?«, antwortete er mit einer Gegenfrage und begann seinen tagtäglichen Spaziergang durch Huppenbroich. Der kleine Mann würde ihm sicher folgen.

Böhnke hatte sich für den Weg an der Kapelle vorbei und zum Friedhof entschieden, dort würde er entweder umkehren oder weiter hinaus in die freie Natur laufen. Er machte seine Entscheidung von seinem körperlichen Zustand abhängig, aber auch von dem Gesprächsverlauf. Vielleicht war die Unterhaltung ja interessanter, als er befürchtete.

»Sie kennen mich nicht«, meinte der Mann stockend. »Aber ich kenne Sie. Sie haben vor rund zehn Jahren meinen Sohn Josef überführt.«

»Und dafür wollen Sie sich heute bei mir bedanken?«

»Im Prinzip schon«, antwortete der Kleine zu Böhnkes Verblüffung. »Sie haben damals dafür gesorgt, dass mein Sohn nicht wegen Mordes angeklagt wurde, sondern nur wegen Totschlags.«

Böhnke grübelte. Ein derartiger Fall mit einem Täter namens Josef kam ihm nicht in den Sinn. War wohl eine unspektakuläre Sache gewesen, quasi ein Routinefall. Ein kleines Licht, das statt lebenslänglich »nur« zehn Jahre in den Bau musste. »Und was habe ich heute damit zu tun?«, wollte er wissen.

»Sie sind damals sehr fair zu meinem Sohn gewesen und ich hoffe, Sie sind es jetzt wieder.«

Böhnke stoppte und schaute verblüfft auf seinen bereits schwitzenden Begleiter. Nur wegen der Herbstsonne konnte der Kleine nicht ins Schwitzen geraten sein.

»Verdammt noch mal, was wollen Sie?«, brauste er auf. Er gab sich zorniger, als er tatsächlich war.

»Ich glaube, mein Sohn hat noch einen Menschen umgebracht«, antwortete der Mann, »und ich möchte, dass Sie mir helfen.«

»Wie denn? Das ist Sache der Polizei. Ich habe damit nichts zu tun. Wie kommen Sie ausgerechnet auf mich und woher wissen Sie, dass Sie mich hier in diesem abgelegenen Eifeldörfchen finden können?« Böhnke wollte sich nicht auf eine Geschichte einlassen, die ihn nichts anging. Er würde nach seiner Rückkehr die Kollegen in Aachen anrufen. Die sollten sich darum kümmern.

»Ein Herr Sümmerling hat mir heute Mittag gesagt, dass ich Sie hier finde«, antwortete der Mann zu Böhnkes Überraschung.

Wie kam der Reporter der »Aachener Zeitung« bloß dazu, einem wildfremden Menschen den Rat zu geben, ihn in Huppenbroich zu belästigen? Das würde für den Schreiberling ein Nachspiel haben, nahm sich Böhnke grollend vor; er würde später einige Telefonate führen müssen.

»Ich glaube, es ist besser, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte von Anfang an erzähle«, schlug der Mann schwer atmend vor. Er konnte dem von Böhnke eingeschlagenen Schritt nur mit Mühe folgen, obwohl Böhnke nicht gerade der Schnellste war.

»Ich wüsste nicht, was ich lieber hören würde«, knurrte der

Pensionär voller Ironie. »Also, schießen Sie los! Am besten mit Ihrem Namen.«

»Ich heiße Walter Lipperich.«

Kaum hatte er den Namen gehört, da dämmerte es bei Böhnke. Lipperich, das war, wenn er sich richtig erinnerte, ein kräftiger Typ gewesen, der in einer Kneipe an der Pontstraße eine Schlägerei angezettelt hatte. Wohl wegen einer Frau. Mit bloßen Fäusten hatte er einen Studenten totgeschlagen. Für Böhnke hatte bei den Ermittlungen niemals der Gedanke im Raum gestanden, es könne sich dabei um Mord gehandelt haben. Aber wenn der Vater es so sah, sollte er es ruhig glauben. Böhnke war es egal, wenngleich ihm schwante, dass da noch etwas anderes im Spiel gewesen war. Etwas, das ihm garantiert irgendwann einfallen würde.

»Wie Sie vielleicht gehört haben, hat es gestern einen Toten auf dem Tivoli gegeben, beim Spiel gegen Köln.«

Woher sollte er es gehört haben?, fragte sich Böhnke, blieb aber stumm. In seiner Tageszeitung hatte nichts darüber gestanden, und auch die Lokalnachrichten im WDR hatten am Morgen keine Meldung gebracht.

»Der Tote ist heute Morgen nach dem Spiel in einem Gebüsch hinter dem großen Parkplatz gefunden worden. Ich war dabei. Ich gehöre nämlich zur Reinigungskolonie, die auf dem Tivoli und den Parkplätzen für Sauberkeit sorgt.« Lipperich schaute versonnen in die Luft. »Wir wollen doch nicht, dass unser schönes neues Stadion zur Müllkippe wird. Machen wir als Rentnerband alles ehrenamtlich.« Er atmete tief durch. »Ein Kumpel hat den Toten gefunden. Wir sind alle hin, als er rief. Ich habe den Typen gleich erkannt. Und Sie können mir glauben, auf eine Art kann ich es noch nicht einmal groß bedauern, dass er tot ist.«

»So?«, unterbrach ihn Böhnke leicht angesäuert. Er runzelte die Stirn. »Weshalb denn?«

»Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen vielleicht später einmal erzähle«, wich Lipperich aus. Wieder trat ihm der Schweiß auf die Stirn. »Der Mistkerl hat es nicht anders verdient. Ich bin froh, dass er abgekratzt ist.«

»Und warum?«

Darauf komme er später zu sprechen, antwortete Lipperich. Er hatte ein anderes Ziel als Böhnke und das verfolgte er hartnäckig. »Ich habe ihn sofort erkannt.«

»Schön«, brummte Böhnke ungeduldig, »so weit waren wir schon einmal. Sie stehlen mir nur meine Zeit. Sie haben also den Toten erkannt und Ihr Wissen der Polizei mitgeteilt?«

»Nein«, entgegnete Lipperich zu Böhnkes Erstaunen. »Ich habe geschwiegen. Man hat uns zwar gefragt, ob wir den Toten kennen würden, weil ... er hatte keine Papiere dabei und auch keine Schlüssel. Aber ich habe nichts gesagt.«

»Muss ich das jetzt verstehen?« Böhnke schüttelte ungehalten den Kopf. »Sie nerven, wenn Sie nicht bald zu Potte kommen.« Er drehte sich auf dem Absatz um und trat den Rückweg an, Lipperich im Schlepptau.

»Ich konnte doch nicht sagen, dass ich ihn kenne. Die Polizei hätte schnell herausbekommen, dass mein Sohn mit dem Todesfall zu tun haben könnte. Josef hat schon vor 15 Jahren geschworen, den Kerl umzubringen. Als Josef jetzt aus dem Knast heimkam, zu mir nach Kornelimünster, hat er sich Gedanken gemacht, wie er den Scheißkerl umbringen könnte. Aber ich dachte, es wären nur Gedankenspielerien und nichts Ernsthaftes. Ich hätte nie geglaubt, dass Josef tatsächlich den Kerl anpackt. Aber er hat es getan. Josef ist in der Nacht nach dem Fußballspiel gegen Köln nicht nach Hause gekommen. Er ist verschwunden.« Lipperich hatte sichtlich Mühe, Böhnke zu folgen. »Warten Sie«, keuchte er, »mir wird schwindelig.« Er beugte sich vor und stützte sich auf den Knien ab. Aber er verlor das Gleichgewicht, fiel vornüber auf die Straße und rollte auf den Rücken.

»Suchen Sie meinen Sohn«, flüsterte er zitternd und nach Luft schnappend. »Der Tote heißt Kardinal und lebte in Köln.«

Dann verlor Lipperich das Bewusstsein.

»Was für einen Vogel haben Sie mir da auf den Hals gehetzt?«, schimpfte Böhnke, als er am Abend den Journalisten Sümmerling anrief. »Haben Sie noch alle Tassen im Schrank?«



»Ach, Sie meinen den Alten, den Typen vom Tivoli, der dabei war, als man die Leiche gefunden hat. Ich kenne ihn nur flüchtig aus der Alemannia-Kneipe, dem Klömpchensklub. Da haben wir uns heut beim Mittagessen getroffen. Er weiß wohl, dass ich bei der Zeitung bin und ich daher so ziemlich alle Welt kenne. Der wollte von mir wissen, ob ich ihm einen Privatdetektiv empfehlen könne. Nein, habe ich ihm gesagt, aber einen pensionierten Schnüffler.«

»Sind Sie noch bei Trost?«

»Natürlich«, antwortete Sümmerling gelassen. »Nachdem Sie mir letztens beim Mord auf dem Nürburgring keinen Tipp gegeben haben und stattdessen lieber mit meinen miesen Kollegen Bahn und Krupp zusammenarbeiteten, musste ich Ihnen doch eine verpassen. Oder glauben Sie etwa, ich lasse mir ungestraft von Kollegen, die noch nicht einmal aus Aachen stammen, eine Geschichte aus Aachen vorsetzen, bei der dann auch noch mein Lieblingskommissar eine Hauptrolle spielt?«

Sümmerling lachte ins Telefon. »War denn der Mann tatsächlich bei Ihnen? Natürlich war er bei Ihnen«, gab er sich selbst zur Antwort, »sonst hätten Sie mich ja nicht belästigt. Was ist denn mit dem Kerl?«

»Das geht Sie gar nichts an«, entgegnete Böhnke brüsk. Er war angefressen. Erst tischte ihm Lipperich eine halb gare Geschichte auf, danach brach der Mann mit einem Kreislaufkollaps zusammen und musste ins Simmerather Krankenhaus gebracht werden, und jetzt erklärte ihm Sümmerling frank und frei, dass er ihm die Sache eingebrockt hatte.

Er solle sich nicht aufregen, riet ihm der Journalist. »Das sollte doch nur ein Scherz sein. Kommt auch nicht wieder vor. Versprochen.«

So leicht solle er es sich nicht machen, befand Böhnke. »Sie haben massiv in mein Privatleben eingegriffen und meine Ruhe gestört. Ich bin froh, hier in Huppenbroich ruhig leben zu können. Das ist ja jetzt wohl vorbei dank Ihrer gekränkten Eitelkeit. Das wird Sie teuer zu stehen kommen, mein Freund. Ich glaube, ich werde Sie und Ihren Lebenswandel ein wenig unter die Lupe nehmen und Ihre Berichterstattung kritisch überprüfen lassen. Da finde ich bestimmt Anhaltspunkte, um juristisch gegen Sie vorzugehen«, drohte er nur im Spaß, aber mit ernster Stimme.

Dies verfehlte die Wirkung nicht.

»Nun schießen Sie bitte nicht mit Kanonen auf Spatzen«, sagte Sümmerling. Es täte ihm leid, wenn Lipperich Böhnke übermäßig belästigt hätte.

Das könne er wiedergutmachen, wenn er ihm schildere, was denn tatsächlich auf dem Tivoli, beziehungsweise bei dem Spiel, passiert wäre, schlug Böhnke versöhnlich vor.

Da gäbe es nicht viel zu berichten, meinte der Journalist. Nach den bisherigen Ermittlungen der Polizei sei bei dem Tod des Fans ein Fremdverschulden wohl ausgeschlossen. »Der wollte wohl im Gebüsch pinkeln und hat dabei eine Herzattacke erlitten. Da ihn niemand gesehen hat, ist er in der Nacht anscheinend elendig gestorben. Er hatte sogar noch seine Eintrittskarte in der Hosentasche. War vermutlich ein Unfall.« Sümmerling lachte in den Hörer. »Ich sag ja immer, die Kölner sollen am Rhein bleiben«, lästerte er ungeniert, »denen bekommt die gute Luft in der Aachener Soers nicht.«

»Wissen Sie denn, wie der Tote heißt?«

»Woher denn? Der hatte doch keine Papiere dabei.«

»Und das wundert Sie nicht?« Böhnke wunderte sich jedenfalls, wenn auch nur wegen der ungewohnten Begriffsstutzigkeit von Sümmerling.

»Wie kommt denn der Tote auf den Parkplatz am Tivoli? Ohne Papiere, ohne Autoschlüssel, ganz allein. Es spricht doch wohl viel dafür, dass er in Begleitung eines Autofahrers war. Und dieser Autofahrer ist ohne ihn weggefahren. Vielleicht ist der Tote mit dem Bus gekommen. Aber was macht er dann in einer Böschung am Parkplatz, zu der normalerweise gar kein Fußgänger hinkommt? Das ist doch nicht normal, oder?«

»Wenn Sie mich so fragen, natürlich nicht«, antwortete Sümmerling.

»Aber das ändert nichts daran, dass die Polizei von einer natürlichen Todesursache ausgeht und Fremdverschulden ausschließt. Obwohl«, Sümmerling legte eine Denkpause ein, »warum hat dann die Staatsanwaltschaft eine Obduktion der Leiche angeordnet?«

Vielleicht, weil es sich bei dem Toten um eine bekannte Persönlichkeit handelte, gab Böhnke zu bedenken. Es bereitete ihm Spaß, mit

Sümmerling zu spielen. Der schien wirklich nicht gut drauf zu sein.

»Kann nicht sein«, reagierte der Journalist spontan. »Wenn der prominent gewesen wäre, würde ich den kennen. Und es war garantiert nicht Lukas Podolski, auch wenn er dessen Trikot trug.«

»Sie kennen den Namen des Toten wirklich nicht?«

»Nein«, knurrte Sümmerling. »Jetzt sagen Sie mir bitte nicht, dass Sie den Namen auf der Pfanne haben.«

Selbstverständlich kenne er ihn, entgegnete Böhnke genüsslich. »Ihr Tivoli-Kneipen-Bekannter hat ihn mir gesagt. Er kennt ihn nämlich auch.«

»Wie heißt er denn?«

Lipperich, hätte Böhnke am liebsten gesagt, aber er verkniff sich diese Antwort. »Meinen Sie Ihren Aachener Freund oder den Toten aus Köln?«, fixte er. Sollte Sümmerling ruhig etwas zappeln. »Den Namen des Mannes aus Aachen werde ich Ihnen nicht nennen. Immerhin ist er ja dank Ihres Übereifers gewissermaßen jetzt mein Mandant. Und der Name des toten FC-Fans ist Kardinal.«

»Ach, du Scheiße!«, entfuhr es Sümmerling.

»Sie kennen ihn?«, fragte Böhnke verblüfft.

»Kennen ist zu viel gesagt. Es kann sich bei dem Typen im Prinzip nur um den Kölner Ratsherrn handeln, denn ein gewisser Kardinal ist bei der Ratssitzung nicht erschienen. Man nennt ihn einfach nur ›Kardinal‹. Weil er sich angeblich ebenso stark für die Kölner engagiert hat wie der legendäre Kardinal Frings. Das ist wohl eine dubiose Gestalt. Kollegen aus Köln haben mir schon Etliches und nicht gerade Ruhmreiches über ihn berichtet.« Der Journalist hatte es eilig, das Telefonat zu beenden.

»Ich habe noch zu tun. Ich muss doch berichten, dass es sich bei dem Toten vom Tivoli um einen Kommunalpolitiker aus Köln handelt.«

Das zweite Gespräch glaubte Böhnke sich sparen zu können. Da kein Fremdverschulden angenommen wurde, brauchte er seinen ehemaligen Kollegen im Aachener Polizeipräsidium keinen Hinweis zu geben.

Er war froh, dieses Wissen zu haben.

Lipperich würde morgen sicherlich erleichtert aufatmen.

## 4.

Der Blick in seine Tageszeitung am Frühstückstisch erstaunte ihn. Nicht im Regionalteil, sondern im Sportteil fand er den Bericht über den toten Fußballfan. Der Fußball schien bedeutender zu sein als die Kommunalpolitik. Sport ist Mord, fiel Böhnke spontan ein. War ein aus seiner Sicht unbedeutendes Fußballspiel zwischen Aachen und Köln eine derart todernte Angelegenheit, dass die Journalisten damit eine komplette Seite füllen mussten? Den Spielbericht und die Nachbetrachtung schenkte sich Böhnke. Ihn interessierte lediglich der Artikel von Sümmerling über Kardinal.

Der Bericht enthielt die Fakten, die der Journalist kannte: toter Fan in einem Kölner Trikot, vermutlich Herzinfarkt, Fremdverschulden ausgeschlossen. Die Nennung des Namens schien Sümmerling nicht geheuer. Offenbar war ihm die Information, die ihm Böhnke gegeben hatte, zu wenig gewesen oder er hatte keine Zeit mehr gefunden, vor Andruck der Ausgabe eine Bestätigung zu erhalten. Er sprach bei dem Toten von einem korpulenten Mann Mitte 40, bei dem es sich gerüchteweise um einen umstrittenen Kommunalpolitiker aus Köln handeln könnte.

Einen Aspekt hatte der AZ-Reporter nicht thematisiert: Warum hatte der Tote keine Ausweispapiere bei sich getragen? Es wäre doch normal gewesen, dass der Mann zumindest einen Personalausweis mit sich führte. Und wie war er zum Tivoli gekommen?

Noch eine Frage, die sich Böhnke stellte, während er durch das Tiefenbachtal nach Simmerath schlenderte. Er nannte seine langsame Gangart Schlenderschritt; wandern oder marschieren konnte er immer seltener. Da spielte sein körperlicher Zustand nicht mit. Warum sein Blut mehr und mehr die Fähigkeit verlor, Sauerstoff zu transportieren, war ein Rätsel, das die Mediziner nicht lösen konnten und das ihn irgendwann einmal ins Jenseits befördern würde – wenn nicht die Wissenschaft schneller war. Für ihn galt das schwache Prinzip Hoffnung. Mehr nicht. Und damit hatte er sich ergeben abgefunden.

Und so genoss er jeden Schritt, den er schlendern konnte; immerhin schon seit über einem Jahr, als die Krankheit entdeckt und er in den

vorzeitigen Ruhestand geschickt worden war.

Im Tal beobachtete er Pfadfinder, die ihren Jugendzeltplatz winterfest machten. Nicht mehr lange, und die kalte Jahreszeit würde über die Eifel hereinbrechen, früher und schneller als im nördlich gelegenen Aachen, zugleich länger und kälter.

Warum es ihn ausgerechnet in diese Abgeschlossenheit getrieben hatte, hatten die wenigsten verstanden. Aber er liebte Huppenbroich, diesen 420-Seelen-Ort, in dem er gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin einen umgebauten Hühnerstall als Ferienwohnung besaß. Mit seiner Pensionierung war diese komfortable Wohnung zu seinem Dauerwohnsitz geworden, derweil seine Partnerin als selbstständige Apothekerin in Aachen arbeitete und lebte. Ihr Verhältnis beschrieb er gerne als extensive Wochenendbeziehung mit zunehmender Tiefe.

Böhnke staunte über sich, als er ohne Atembeschwerden den steilen Anstieg nach Simmerath bewältigt hatte und er leichtfüßig den Eingangsbereich des Krankenhauses betrat. Vor sich hin pfeifend, wartete er, bis er am Empfang endlich an der Reihe war. Er wunderte sich immer wieder, wie ungeduldig die Menschen darauf warteten, endlich an dem Schalter abgefertigt zu werden. In der Mehrzahl waren es doch Kranke, die ohnehin viel Zeit mitbringen mussten, oder Besucher, bei denen es auf eine Minute mehr oder weniger auch nicht ankam. Obwohl, wenn er ehrlich zu sich war, hatte auch er nicht die Geduld gepachtet.

Er möge gerne die Nummer des Zimmers erfahren, in dem Walter Lipperich untergebracht sei, bat er höflich die junge Frau im Rollstuhl hinter dem Tresen.

Mit einer verkümmerten Hand tippte sie den Namen des Patienten in eine Tastatur. Nach einem Blick auf den Monitor schüttelte sie den Kopf.

»Lipperich, Walter? Den haben wir hier nicht. Da müssen Sie sich im Namen irren.«

Könne nicht sein, widersprach Böhnke. Er selbst habe gestern den Notarzt alarmiert, der Lipperich in das Krankenhaus eingewiesen habe.

»Also Notaufnahme?«

So sei es wohl, bestätigte Böhnke.

Nunmehr griff die Frau zum Telefon, wählte, redete in den Hörer,

fragte nach Lipperich und legte nach einem »Okay« wieder auf.

Entschuldigend sah sie den Pensionär an. »Da haben Sie Pech. Lipperich ist heute am frühen Morgen auf eigene Verantwortung entlassen worden. Sein Sohn hat ihn abgeholt.«

Damit war für Böhnke die Angelegenheit erledigt. Er wollte sich nicht über den gescheiterten Besuch ärgern. War es etwa sein Problem, wenn sich Lipperich aus dem Staub machen wollte? Sicherlich nicht, auch wenn er sich ein wenig wunderte. Angeblich war der Sohn, so hatte Lipperich gesagt, nach dem Tod von Kardinal verschwunden. Und jetzt hatte er seinen Vater aus dem Krankenhaus geholt. Aber das war nicht Böhnkes Sache.

Er wandte sich seinen Einkäufen zu. Bäcker, Metzger, Obstabteilung im Supermarkt, das waren die Stationen, die er anlaufen musste, um die Lebensmittel fürs Wochenende zu erstehen. Wenn Lieselotte am Abend kam, wollte er keine Zeit mehr mit Einkäufen verplempern. Die wenigen Stunden bis Montagmorgen wollten sie gemeinsam und sinnvoll verbringen.

Sein Blick fiel auf den Zeitungsständer vor der Buchhandlung an der Hauptstraße und blieb an einer Schlagzeile der Kölner Boulevardzeitung Blitz hängen.

»Der Kardinal ist verschwunden!«, titelte das Blatt in großen, schwarzen Lettern. Größer hätten die Buchstaben auch nicht sein können bei der Abwahl eines Kanzlers oder dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft. An der oberen Ecke der Aufschlagseite fand Böhnke eine kleine, weiß gehaltene Überschrift: »FC-Fan stirbt am Tivoli«. Ob beide Überschriften etwas miteinander zu tun hatten, war für Böhnke nicht erkennbar. Neben dem Kölner Blitz befand sich in dem Zeitungsständer der Kölner Stadtanzeiger. Böhnke hatte sich längst abgewöhnt, darüber zu grübeln, warum in Simmerath Tageszeitungen aus Köln verkauft wurden. Immerhin lag der Ort nicht nur im Kreis Aachen, sondern auch im Einzugsgebiet der Großstadt und damit im Bereich der Aachener Zeitung und der Aachener Nachrichten. Aber wahrscheinlich hing dies mit den vielen Zweitwohnungsbesitzern zusammen, die am Wochenende vom Rhein zu ihren Ferienwohnungen

in die Nordeifel und an den Rursee kamen.

Auf der Titelseite des Stadtanzeigers musste Böhnke lange suchen, bis er einen Hinweis auf den verschwundenen Ratsherrn aus Köln fand sowie eine Notiz über den Toten vom Tivoli. Er kaufte beide Zeitungen. Gelegentlich machte er sich das Vergnügen, verschiedene Berichte über ein Ereignis zu lesen. Es war schon erstaunlich, wie unterschiedlich Journalisten über ein und dieselbe Sache schrieben.

Der Stadtanzeiger hatte, so wirkte es jedenfalls auf Böhnke, den Text übernommen, den Sümmerling über den Toten geschrieben hatte. Lediglich die Vermutung, es könne sich um einen Kommunalpolitiker aus Köln handeln, hatte der Redakteur weggelassen. Weitaus mehr Platz widmete die Zeitung dem verschwundenen Ratsmitglied Gerd-Wolfgang Kardinal und der seinetwegen abgebrochenen Sitzung des Stadtrates. In einem sachlichen Stil wurde der Werdegang des Politikers skizziert: 45 Jahre alt, verheiratet, ein Sohn, seit acht Jahren Ratsherr als Mitglied der von ihm gegründeten KGB, von Beginn an Fraktionsvorsitzender. Die Angabe des Berufes fehlte ebenso wie die Bezeichnung Kardinal, die der Blitz genannt hatte. Auf ein Foto verzichtete das Blatt. In gewisser Weise wirkte der Bericht wie ein Nachruf.

Böhnke gewann nach der Lektüre des Berichts den Eindruck, als erfreute sich Kardinal nicht sonderlicher Beliebtheit in der Redaktion des Stadtanzeigers. Mit ein wenig bösem Willen konnte er interpretieren, Kardinal sei so etwas wie ein Floh im Pelz gewesen oder ein Schmarotzer, auch wenn dies nirgendwo geschrieben stand. Die kommunalpolitischen Erfolge von Kardinal seien überschaubar gewesen, sein Einfluss würde überschätzt, er sei in erster Linie durch unangebrachte, nicht realisierbare Anträge aufgefallen, wie just durch seinen letzten Antrag, in dem er den Stadtrat aufforderte, sich vorbeugend gegen den Bau einer möglicherweise geplanten Moschee auszusprechen. Mit einer in ihrer Nüchternheit eindeutigen Bemerkung des Oberbürgermeisters endete der Bericht: »Wir werden seinen Antrag zur gegebenen Zeit beraten«, sagte Müller.

Beim Blitz las sich der Bericht über das merkwürdige Verschwinden von

Kardinal völlig anders. Für das Boulevardblatt war Kardinal ein Mann des Volkes, der es trotz aller negativen Umstände und vieler Widerstände zu etwas gebracht hatte. Er habe den Begriff ›Fringsen‹ mit neuem Leben erfüllt, behauptete das Blatt. ›Wie unser unvergessener und beliebter Kardinal Frings nach dem Krieg hat der Ratsherr Kardinal mit List und Raffinesse allen Widrigkeiten getrotzt und manchmal unter Umgehung der Obrigkeit seine Ziele erreicht. Und diese Ziele waren immer darauf gerichtet, uns Kölnern das Leben lebenswerter zu machen. Deshalb trug Kardinal zu Recht den Namen ›Der Kardinal‹. Als Beispiel nannte der Blitz die Anträge der KGB für eine kostenlose Benutzung des Öffentlichen Personennahverkehrs für Hartz-IV-Empfänger oder kostenlose Schulbücher für deren Kinder.

Aus einer ähnlichen politischen Diskussion, über die Sümmerling in Aachen berichtet hatte, wusste Böhnke, dass derartige Anträge von vornherein zum Scheitern verurteilt waren. Die Fahrpreise wurden von den Regionalverbänden festgelegt und nicht von den einzelnen Kommunen, und kostenlose Schulbücher bekamen die Kinder der Bedürftigen ohnehin. Worin die Parallelität zum Kölner Nachkriegs-Kardinal bestand, verstand Böhnke nicht. Kardinal Frings hatte tatsächlich das Überleben vor das Leben nach Recht und Gesetz gestellt. Kohlenklau vom Eisenbahnwaggon oder Kartoffelklauben vom Feld – wer fror und Hunger litt, dem musste geholfen werden oder er musste sich selbst helfen, wenn ihm niemand helfen konnte. Da hatte sich der Kardinal immer auf die Seite der Schwächeren gestellt. Auch wenn er damit aneckte, bei seinen Schäfchen in Köln weckte er Zuversicht, Hoffnung, Lebensmut. Er erfand das ›Fringsen‹.

Aber galt dieses Handeln auch für diesen Ratsherrn? Nein, entschied Böhnke für sich. Kardinal war vielleicht ein gewiefter Politiker, aber er war kein Kardinal. Auch das Konterfei des Verschwundenen konnte ihn nicht zu einem Meinungswechsel bewegen. Er blickte in ein rundes, speckiges Gesicht mit einer wirren, zerzausten Langhaarfrisur und einem feisten Blick. Der Mann wirkte in seinen Augen wie ein unsympathischer Kotzbrocken.

Geschickt verstand es der Blitz, die Begleitumstände der Ratssitzung zu umschreiben, ohne direkt Position zu beziehen. Da war vom



demokratischen Recht der Meinungsäußerung die Rede, von dem Recht jedes Mandatsträgers, Anträge zu stellen, und von dem Verständnis, dass der KGB-Antrag zurückgezogen wurde.

Nicht weniger spektakulär war der Bericht aus Aachen. Die Hinweise der Polizei und der Staatsanwaltschaft fanden sich nur versteckt wieder. Das Boulevardblatt sprach vom Opfer eines möglichen Fankrieges. Die Polizei tappe deswegen im Dunkeln. Es sei Schlimmes zu befürchten, denn die FC-Fans hätten Rache geschworen. ›Der Tod unseres Freundes bleibt nicht ungesühnt‹, zitierte der Blitz einen nicht genannten Fanvertreter, um zugleich darauf hinzuweisen, dass es keine gesicherten Erkenntnisse gäbe über die näheren Umstände, die zum Tode des Fans geführt hätten.

Einen kleinen Artikel am Rande zwischen großformatigen Anzeigen hätte Böhnke beinahe überlesen. ›Ist der Kardinal der Tote vom Tivoli?‹, fragte die Überschrift. Anscheinend hatte quasi schon im Laufe des Druckprozesses dieses Ausgabenteils jemand noch diesen Aspekt ins Blatt bringen wollen, aber nicht mehr die Zeit besessen, um das Thema genauer aufzugreifen.

Gerüchten zufolge könnte Kardinal der am Tivoli tot Aufgefundene worden sein, schrieb das Blatt. Kardinal sei FC-Fan gewesen, habe zum Spiel seines FC nach Aachen gewollt und sei am Tage nach dem Spiel nicht mehr gesehen worden. Der Tote habe das gleiche Alter wie Kardinal. ›Es könnte sich um Kardinal handeln‹, ließ der Blitz einen Experten vor Ort zu Wort kommen.

Ob es diesen Experten tatsächlich gab, bezweifelte Böhnke. Aber das spielte keine große Rolle. Heute würde die besorgte Öffentlichkeit die Wahrheit erfahren. Heute würde der Tote einwandfrei identifiziert und die Leiche obduziert werden.

Da wurde krampfhaft nach Aktualität gesucht, schmunzelte Böhnke. Anscheinend war er besser im Bilde als die Kölner Journalisten.

Kardinal schien ein merkwürdiges Früchtchen gewesen zu sein. Auf die vermeintliche Glorifizierung im Blitz gab Böhnke nicht viel. Heute hui, morgen pfui, war die Devise, heute König, morgen Bettelmann. Heute ließ der Boulevard Kardinal verkaufsfördernd hoch leben, um ihn

morgen – ebenfalls verkaufsfördernd – umso tiefer fallen zu lassen, ganz so, wie es ins Stimmungsbild passte, nach dem sich der Leser seine angeblich unbeeinflusste Meinung bildete.

Der Name Kardinal gab dem Toten eine Volksnähe, die ihm so lange zugebilligt wurde, wie es den Journalisten opportun schien. Sollte sich Kardinal als Scharlatan erweisen, würden ihm diese Journalisten vorwerfen, mit der KGB die Beliebtheit und das Lebenswerk des unerreichten Kardinals Frings missbräuchlich und verabscheuungswürdig für sich in Anspruch genommen zu haben.

Aufschlussreicher als beim Blitz war für Böhnke die Berichterstattung im ›Stadtanstreicher‹, wie der Stadtanzeiger gerne bezeichnet wurde. Mit seinen Worten würde Böhnke Kardinal als ›Lutscher‹ bezeichnen, als Menschen, der alles mitnahm, was er auf Kosten anderer mitnehmen konnte, ohne zu einer Gegenleistung bereit zu sein.

Wurde er damit Kardinal wirklich gerecht? Er wusste es nicht, es war aber auch nicht von Belang. Er würde deswegen keine schlaflosen Nächte haben, allen Kardinälen und sonstigen Toten zum Trotz.